

BERND JÜRGEN WARNEKEN

Die Gogenwitzte oder Tübinger Volkskultur in der Moderne

In einer horazischen Satire finden sich die folgenden Verse:

»tum Praenestinus salso multoque fluenti
expressa arbusto regerit convicia, durus
vindemiator et invictus, cui saepe viator
cessisset magna compellans voce cuculum.«¹

Zu deutsch:

»Darauf läßt auf die Flut von Witz der Mann aus Praeneste
Selbst sein Geschimpfe erschallen, wie aus der Pflanzung der Winzer
Grob ohne Ende es tut, vor dem auch der Wanderer verstumme,
Der mit dem Ruf >Kuckuck! Kuckuck!< doch als erster ihn neckte.«²

Angespielt wird von Horaz also auf Wortgefechte zwischen Winzern und Wanderern. Daß es sich bei diesen Zurufen um einen Brauch handelt, belegt eine Passage im 18. Buch der Naturgeschichte des Gaius Plinius Secundus:

»In hoc temporis intervallo (zwischen Frühlingsäquinoktium und Frühaufgang der Plejaden, d.i. zwischen 21.März und 19. Mai; B.J.W.) XV diebus primis agricolae rapienda sunt, quibus peragendis ante aequinoctium non suffecerit, dum sciat inde natam exprobrationem foedam putantium vites per imitationem cantus alitis temporariae, quam cuculum vocant. dedecus enim habetur obprobriumque meritum, falcem ab illa volucre in vite deprehendi, et ob id petulantiae sales, etiam cum primo vere, laudantur, auspicio tamen detestabiles videntur.«³

»Während diesem Zeitraum, in den ersten 15 Tagen, muß sich der Bauer mit denjenigen Arbeiten, die er vor dem Aequinoctium nicht vollenden konnte, beeilen; denn bekanntlich datiert sich daher der schimpfliche Vorwurf gegen diejenigen, welche den Wein-

¹ Horaz: Satiren I 7, Verse 28—31, zitiert nach Rudolf Helm (Hg.): Q. Horatius Flaccus Satiren und Briefe. Zürich und Stuttgart 1962, S. 78.

² Ebd. S. 79.

³ Zit. nach Carolus Mayhoff (Hg.): C. Plini Secundi Naturalis Historiae Libri XXXVII, Bd. III. Stuttgart 1967, S.212.

stock dann beschneiden, wenn ein gewisser Zugvogel schreit, den man Kuckuck nennt. Man hält es nämlich für schimpflich, wenn nach dem Erscheinen dieses Vogels eine Sichel am Weinstock bemerkt wird, und deshalb ergötzt man sich beim Beginn des Frühlings mit mutwilligen Scherzen.«⁴

Im lateinisch-deutschen Handwörterbuch von Georges heißt es denn auch unter »cuculus« unter anderem: »(...) höhnender Zuruf an träge Landleute, die mit dem Schneiteln bis zum Kuckucksrufe (d.i. bis nach der Frühlingsgleiche) warteten (...)«⁵.

Über das Hin und Her bei diesen Neckereien schreibt der Horazkommentator Pomponius Porphyrio:

»Nam solent levia rustici circa viam arbusta vindemiantes a viatoribus cuculli appellari, cum illi provocati tantam verborum amaritudinem in eos effundunt, ut viatores illis cedant contenti tantum eos cuculos iterum atque iterum appellare.«⁶

Also etwa so:

»Die Bauern, die in den Weingärten nahe der Straße arbeiten, pflegen nämlich von den Vorbeigehenden >Kuckucke< genannt zu werden, während jene, provoziert, diese mit Ausdrücken von einer derartigen Grobheit überhäufen, daß die Wanderer schließlich weichen, zufrieden damit, nur eben wieder und wieder >Kuckucke< zu rufen.«⁷

Diese Gepflogenheit war nicht auf Italien begrenzt. In der »Mosella« des Decimus Magnus Ausonius, geschrieben etwa im Jahr 374 unserer Zeitrechnung, trifft man auf diese Schilderung:

»Laeta operum plebes festinantesque coloni
Vertice nunc summo properant, nunc deiuge dorso,
Certantes stolidis clamoribus, inde viator
Riparum subiecta terens, hinc navita labens
Probra canunt seris cultoribus (. . .).«⁸

⁴ Übersetzung unter Benutzung von G. C. Wittstein: Die Naturgeschichte des Gaius Plinius Secundus. Bd. 3. Leipzig 1881, S.391.

⁵ Karl Ernst Georges: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. 9. Aufl. Hannover und Leipzig 1951, Sp. 1784.

⁶ Zit. nach Ferdinandus Hauthal (Hg.): Acronis et Porphyronis Commentarii in Q. Horatium Flaccum. Bd. II. Amsterdam 1966, S. 143.

⁷ Übersetzung von B.J.W.

⁸ Zit. nach Walther John (Hg.): Decimi Magni Ausonii Moseila. Trier o.J. (1932), S. 56.

»Das Volk, das froh hier bei der Arbeit ist,
und die geschäftigen Winzer sind flink bald
oben am Gipfel, bald dort, wo sich der Abhang neigt,
wetteifernd mit albernen Juchzern. Von dort ruft
der Wanderer, der unten am Ufer des Weges zieht,
von hier der Schiffer im gleitenden Kahn den
säumigen Winzern manch schmähendes Wort (...).«⁹

In einer Misczelle der »Philologischen Wochenschrift« vom 24. Januar 1924 weist Franz Härder darauf hin, daß solche »Winzerneckereien« auch für das neuzeitliche Italien belegt sind: In »Vie des dames galantes« von Brantôme findet sich ein Bericht aus der Campagna von Neapel, wonach »die Winzer zu einer bestimmten Zeit des Jahres und nur in dieser (hier ist es aber die Zeit der Weinlese) die Vorübergehenden mit den unflätigsten Redensarten belegten (...)«¹⁰.

Für Deutschland und die jüngere Gegenwart hat Härder keine Belege dieser Art entdeckt: »Meine Anfragen bei Anwohnern des Rheines und der Mosel haben nichts ergeben; vielleicht sind andere erfolgreicher.«¹¹ Er hätte eben in Tübingen nachforschen müssen; das hätte ihn um die Kenntnis der Gogenwitze und deren Herausgeber, Kommentatoren und Freunde um die Möglichkeit bereichert, diese zumindest damals noch als sehr anrühlich geltenden Witze mit einem fast zweitausendjährigen Stammbaum oder, vorsichtiger gesagt, mit fast zweitausendjährigen Parallelen zu adeln.

Bereichert worden wäre durch ein Heranziehen der zitierten antiken Quellen auch die Diskussion um die Herkunft des Namens »Gog«: Er könnte ja einfach der römische »cuculus« sein, der im Mittelhochdeutschen »gouch« oder auch »goch« hieß, was damals auch »Tor« oder »Narr« bedeutete¹². Daß »Gog« von »Kuckuck« komme, ist freilich schon öfters behauptet worden: Josef Forderer bringt »Gog« mit dem schwäbischen »Gauch« in der Bedeutung von »Possenreißer, Schlauberger« zusammen¹³, und Heinz-Eugen Schramm stützt die »Gauch«-Hypothese mit der Überlegung, daß manche den Gogen ja eine Abstammung von den Hunnen unterstellten und diese vielleicht deshalb den Namen des Eier in fremde Nester legenden Vogels bekommen hätten¹⁴. Angesichts

⁹ Ebd. S.57.

¹⁰ Franz Härder: Zu den Winzerneckereien bei Horaz Sat. I 7,28ff. In: Philologische Wochenschrift 44. Jg. (1924), Sp. 87-90; hier: Sp.88.

¹¹ Ebd.

¹² Vgl. Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch. Bd.3. Tübingen 1911, Sp.94f.

¹³ Vgl. Josef Forderer: Altübinger Brauchtum. In: Tübinger Blätter 51.Jg. (1964), S. 58-69; hier: S.62.

¹⁴ Vgl. Heinz-Eugen Schramm: Tübinger Gogenwitze. Tübingen 1975, S.6.

solch schwach abgestützter Herleitungen konnte Arno Ruoffs Bewertung, die »These einer Herkunft (des Namens >Gog<, B. J. W.) von >Georg< oder >Gauch<< habe »wenig Wahrscheinlichkeit, da diese Wörter unkontrahiert in dieser Form in der Mundart bestehen«¹⁵, als ausreichende Zurückweisung der Kuckuck-Bedeutung von »Gog« gelten. Doch wenn man nun den weingärtnerischen Bezug des cuculus-Zurufs in der Antike in Anschlag bringt, und wenn man zudem — eingedenk auch dessen, daß »Gog (...) nur in gebildetem, spec. Student. Munde«¹⁶ vorkam — nicht den Umweg über das mundartliche »Gauch« nimmt, sondern nur an das mittelhochdeutsche »goch« denkt, dann wird die Verwandtschaft der Tübinger Gogen mit den römischen cuculi doch ein wenig wahrscheinlicher.

*

Die einleitende Rückbesinnung auf >klassische< Vorläufer der Gogenwitze war zugleich eine Reminiszenz an klassische volkskundliche Frageweisen, die von der empirischen Kulturwissenschaft zu Recht in ihre Schranken verwiesen worden sind: »Es ist (...) an der Zeit«, schrieb Hermann Bausinger 1969, »daß (...) die Frage nach geschichtlichen Detailzusammenhängen von einer umfassenderen Fragestellung abgelöst wird, die ganz und gar nicht unhistorisch zu sein braucht. Paradoxerweise verschüttet das hektische Ausbuddeln isolierter geschichtlicher Verbindungsgräben ja gerade die Perspektive auf die weitere historische Landschaft, auf den Lebensstil der Epochen und damit auch auf die relevanten Zusammenhänge einzelner Kulturdaten.«¹⁷ Eben: Daß die Gogenwitze, sofern sie Spott von Winzern über Stadtbürger und umgekehrt enthalten, antike Vorgänger haben, ist zwar auch für Kulturosoziologen nicht gänzlich unnützlich zu wissen — es könnte z. B. die Erkenntnis unterstreichen helfen, daß es auch beim Gogenwitz nicht um >Stammeseigenheiten<, sondern um die Auseinandersetzung von, sagen wir, Hand- und Kopfarbeitern geht. Aber die »relevante« Frage nach der >Lebensweise< dieser Witze, nach ihrer Funktion, kann eben nicht aus deren Traditions-, sondern nur aus ihrem Epochenzusammenhang heraus angemessen beantwortet werden. Und wenn man nach diesem, also nach dem Entstehungs-

¹⁵ Arno Ruoff: Über die Tübinger Stadtsprache. In: Schwäbische Heimat 8.Jg. (1957), S. 112-115; hier: S. 113.

¹⁶ H. Fischer: Schwäbisches Wörterbuch (wie Anm. 12), Sp. 16.

¹⁷ Hermann Bausinger: Zur Algebra der Kontinuität. In: Ders. und Wolfgang Brückner (Hg.): Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem. Berlin 1969, S. 9-30; hier: S. 17.

und Gebrauchskontext der Gogenwitze fragt, so führt die Entdeckung alter Verwandter sogar eher in die Irre. Die Gogenwitze selbst sind nämlich in ihrer ganz überwiegenden Mehrheit ausgesprochen jung: Sie sind ein Produkt der Industrialisierungsperiode, sind Tübinger Volkskultur in der Moderne.

Die erste Edition der Witze ist gerade zehn Jahre älter als der Adressat dieser Festschrift: Sie erschien 1916 in Stuttgart. Sechs Anekdoten mit Gogen-Aussprüchen waren schon vier Jahre vorher in Versform zum Druck gelangt: in Martin Längs Gedichtbändchen »Schbatzaweisheit«, das 1912 in Stuttgart herauskam. Frühere Publikationen von Gogenwitzen sind mir nicht bekannt. Auch in den zahlreichen Vorkriegsjahrgängen der »Tübinger Chronik«, die ich bei verschiedenen Tübingen-Projekten der letzten Jahre durchgesehen habe, fand sich keine Anekdote dieser Provenienz; eine Durchsicht von Korporations-Archiven, von studentischen Kneipzeitungen und Gazetten in diesem Zusammenhang steht freilich noch aus.

Eine andere Frage ist, seit wann Gogenwitze — zumal unter diesem Genrenamen — mündlich kursierten. Der habhafteste Hinweis hierzu, den ich kenne, findet sich in Isolde Kurz' Erinnerungen »Aus meinem Jugendland«, wo es heißt: »Unzählige Gögenworte und -witze waren und sind in Tübingen im Schwang.«¹⁸ Dabei zitiert Isolde Kurz auch zwei Witze — und zwar die mit den Pointen »Em Ra« und »Airscht wenn i jo sag!«. Das Buch erschien zuerst 1918. Es könnte also sein, daß die Lektüre der Gogenwitzausgabe von 1916 oder einer Nachauflage davon die Autorin zu einer Rückprojektion veranlaßt hat; vermuten läßt sich jedenfalls, daß sie eine der Broschüren kannte, denn ihre Wiedergabe des »Em Ra«-Witzes übernimmt Formulierungen der Stuttgarter Edition¹⁹. Billigt man ihrer Erinnerung jedoch Authentizität zu, so hieße das, daß Gogenwitze auf jeden Fall etwa 50 Jahre vorher im Umlauf und vielleicht auch schon ein Begriff waren: Denn Isolde Kurz, 1853 geboren, lebte 1864 bis 1873 in Tübingen, bevor sie nach Florenz zog.

Aber wie steht es mit der Entstehungszeit der Anekdoten selbst — oder, bei den Wanderwitzen unter ihnen, der Zeit ihrer »Eingemeindung«? In einem Fall habe ich den Beleg für einen Ursprung vor 1800 gefunden — und zwar für einen wahrscheinlich tübingerischen Ursprung: Die Anekdote »Wißt Ihr denn nicht, daß heute der Heiland geboren ist« / »Mir do unte erfahret au gar net, was in der obere Stadt passiert« habe ich in ähnlicher Form in den »Briefen über die Verbesserung der Landschulen überhaupt und der Wirtembergischen insbesondere«

¹⁸ Isolde Kurz: Aus meinem Jugendland. Stuttgart und Berlin 1919, S. 57.

¹⁹ Nämlich »Nachbargrundstück« und »herrenloser Schubkarren«.

gefunden, die 1792 geschrieben und 1797 gedruckt wurden²⁰. Relativ alt könnte auch die Gogenanekdote sein, in der eine skeptische Bemerkung über das Paradies (»Se lobet's afange au nemme so«) als Reaktion auf Strauß' »Leben Jesu« erklärt wird: Das Buch erschien zuerst 1835. Ansonsten habe ich *in* keinem Gogenwitz aus den mir vorliegenden fünf Ausgaben²¹ und auch *über* keinen mir bekannten Gogenwitz Hinweise auf eine Entstehungs- bzw. Adaptionzeit vor 1863 entdecken können.

Hier eine Aufstellung derjenigen Anekdoten, für die ich bisher aufgrund von Angaben in den Witzen selbst eine genaue oder ungefähre Zeitbestimmung²² vornehmen konnte (wobei die in späteren Ausgaben recht zahlreichen Witze, deren Text auf eine Entstehung nach 1918 schließen läßt, nicht mitaufgeführt sind)²³:

²⁰ Der laut dem Herausgeber früh gestorbene, anonym gelassene Autor der Briefe war laut Einleitung S. XIII der in Stuttgart erschienenen Edition Universitätsabsolvent. Dies (Tübingen war ja die einzige württembergische Universität), die Erwähnung einer unteren und oberen Stadt (die es gleichwohl nicht nur in Tübingen gab) und das Wiederauftauchen der Anekdote in den Gogenwitzen legen den Schluß nahe, daß die Version von 1792/1797 sich ebenfalls auf Tübingen bezieht. Sie lautet so: »Am Char-Freitag erzählte ein Prediger einem Kranken aus der Leidensgeschichte Jesu, daß er für die Menschen gestorben sey, worauf sich dieser vernehmen lies: ists wahr, haben sie ihn umgebracht? Wir Leute in der unteren Stadt erfahrn doch auch gar nichts von dem, was oben in der Stadt vorgeht.« (S. 7) Die Anekdote in der Gogenwitz-Ausgabe von 1916 lautet: »Zwei Weiber schimpfen einander auf das Gasse am Christfest. Der vorübergehende Geistliche mahnt zum Frieden: >Wißt Ihr denn nicht, daß heute der Heiland geboren ist?< — Antwort: >Ha seil war?! Mir do unte erfahret doch au gar et, was in der obere Stadt passiert.« (G.-W., Stuttgart o.J. [1916], S.29).

²¹ Es handelt sich um die 1. Ausgabe Stuttgart 1916 (»G.-W.«), die 6. »verbesserte und vermehrte« Auflage Stuttgart o.J. (»G.-W. Kraftausdrücke und Redensarten der Tübinger Weingärtner.«), die 8. »vergrößerte« Auflage Stuttgart o.J. (1935; Titel wie eben), die 12. »vermehrte« Auflage Stuttgart o.J. (1938, »G.-W. Kraftausdrücke, Redensarten, Anekdoten und Witze der Tübinger Weingärtner«) sowie die von Heinz-Eugen Schramm herausgegebenen »Tübinger Gogen-Witze« in den Ausgaben Tübingen 1974 (mit Vorwort von 1959) und Tübingen 1975. — Die allesamt anonym herausgebrachten Stuttgarter Ausgaben stammen jeweils aus einem anderen Verlag, so daß es nicht klar ist, ob bei der Auflagenennung alle Ausgaben seit 1916 mitgezählt sind.

²² Vorausgesetzt natürlich, Datierungen und Datierungshilfen in den Witzen sind nicht nachträglich und fälschlich hinzugefügt worden.

²³ Die Ziffern bei den Anekdoten bedeuten: Auflage bzw. Erscheinungsjahr / Anekdotennummer (Durchnumerierung der Ausgaben von mir; B. J. W.).

1. Anekdoten, die selbst eine Datierung enthalten

1975/251: »Am 50.Jahrestag der Schlacht von Leipzig«. Also 1863.

8/52: »Im Jahre 1872«.

1975/252: Es geht um die Einweihung des Uhlanddenkmals, »H.Juli 1873«.

8/128: »(...) im Jahre 1878 zur Reichstagswahlzeit«.

1/18: »(...) anlässlich des 90. Geburtstagsfestes Kaiser Wilhelms L«: 1887.

1975/343: »Es war um die Jahrhundertwende«.

1975/84: »Es war zu Beginn unseres Jahrhunderts«.

2. Aufgrund des Anekdotengeschehens datierbare Witze

1/45: »(...) vor dem renovierten Tübinger Rathaus«: Die Renovierung war 1877.

1/61: »Beim Bau der Turnhalle«: Sie wurde 1877 fertig.

1975/191: »(...) auf den Rohbau der neuen Medizinischen Klinik deutend«: Die »neue Medizinische Klinik« des 19. Jahrhunderts wurde 1879 gebaut.

1975/97: »Der Gemeinderat hat beschlossen, die untere Stadt zu kanalisieren«: Diese Kanalisation begann 1893.

3. Vom Personal her ungefähr datierbare Witze

1975/247: Ottilie Wildermuth. Sie lebte 1817 bis 1877.

1975/255: »Ein Gog, der am Krieg 1870/71 teilgenommen hatte.«

1975/141: »Der Bataillonskommandeur«: Garnisonsstadt war Tübingen seit 1875.

1975/169: Angst um das Leben der erkrankten Mathilde Weber: Diese lebte von 1829 bis 1901.

1975/196 und 203: Weitere Anekdoten um Mathilde Weber.

1/89: Ein Oberbürgermeister, der mit Vornamen »Julius« heißt: Julius Gös wurde 1874 Stadtschultheiß und war 1887 bis 1897 Oberbürgermeister.

1975/390: Professor Bruns: Paul von Bruns wurde 1877 ao. Professor in Tübingen.

1/82: »(...) ein Professor (Heimatschützer)«: Der Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern wurde 1909 gegründet.

1/19: Königin Olga. Sie war württembergische Königin von 1864 bis 1892.

1/2: Der erwähnte »Gog« ist laut Michael Greiner²⁴ der »Burengeneral« Rudolf

²⁴ Vgl. Michael Greiner: Schwäbische Originale. Stuttgart 1939, S. 101.

Brodbeck, gestorben 1939. (Ihm werden mehrere Gogenwitze zugeschrieben.)
1975/49: Zacharias Krauß. Erstmals enthalten im Adreßbuch von 1925.

4. Anekdoten, für die sich vom Inventar her ein non ante bestimmen läßt²⁵

- 1975/158: »Leben Jesu« von David Friedrich Strauß: Erschien zuerst 1835.
1/98: Verein »Janitscharia«: Er wurde 1844 gegründet.
1/53: »(...) auf der akademischen Rennbahn« (d.i. die Wilhelmstraße): Die Neue Aula in der Wilhelmstraße wurde 1845 eingeweiht.
1/68: Telegraphenleitung: Eine solche gibt es in Tübingen seit 1857.
8/229, 231, 232: Eisenbahnfahrten in der Tübinger Gegend: Die erste Linie der Region wurde 1861 eröffnet (Reutlingen-Tübingen-Rottenburg).
8/215: »(...) aus dei's Vaters Dachrinne saufe«: Eine Verpflichtung zur Anbringung von Dachrinnen gibt es in Tübingen seit 1863 (was freilich hier keine große Datierungshilfe ist).
1974/159: Norddeutsche Zeitung: Gemeint sein dürfte hier das in Flensburg herausgegebene Blatt, das seit 1864 existierte.
1/92: Nills Tiergarten in Stuttgart: Dieser wurde 1871 eröffnet.
1/17: »(...) sein Einjähriges abdient«: Eingeführt wurde dieses im Jahre 1871.
1975/231: Augenklinik: Das alte Gebäude stammt von 1875, das neue von 1907.
1975/232: Ohrenklinik: Erbaut 1888.
1975/63: »(...) d'Elefante vom Hagebeck«: Hagenbecks Dressurzirkus gibt es seit 1890, Hagenbecks Tierpark seit 1907.
1/71: Lokal »Meierhöfle«: Nach Auskunft der heutigen Wirtin eröffnete es in den 1890er Jahren.
1/20: Das »Denkmal von Herzog Eberhard« auf der Neckarbrücke wird vorübergehend zu Reparaturzwecken entfernt: Erstellt wurde es 1903.
8/97: »(...) das neue Justizgebäude«: Es wurde 1905 bezogen.
1974/120: Das Stuttgarter Krematorium: Es existiert seit 1907.

Das Gros der datierbaren älteren Gogenwitze verweist auf die letzten Jahrzehnte des 19. und das erste des 20. Jahrhunderts. Die Frage von Max Picard, »ob die Entstehung der Gogenwitze mit der Gründung der Universität einhergeht«²⁶ — er selbst will sie offen lassen —, läßt sich also zumindest vom erhaltenen Witzbestand her eindeutig verneinen. Und auch Heinz-Eugen Schramms Einschät-

²⁵ Ein Anspruch auf Vollständigkeit wird (auch) in dieser Rubrik nicht erhoben!

²⁶ Max Picard (Hg.): Die schönsten Gogenwitze. München 1980, S. 6.

zung der Witze als Hervorbringung »einer äußerst selbstbewußten, bodenverwurzelten Urbevölkerung«²⁷ führt einigermaßen in die Irre. Denn jene Jahrzehnte, aus denen die klassischen Gogenwitze zumeist stammen, sind die Zeit der bis dahin rapidesten sozialen Veränderungen der Stadt. Ihre Ausdehnung, ihre Einwohner- und Studentenzahlen nehmen sprunghaft zu, und aus den »Gogen« werden mehr und mehr Lohnarbeiter in Industriebetrieben, bei der Bahn, der Post und der Universität. Die traditionelle Weingärtner- und Handwerkerkultur Tübingens löst sich auf, transformiert sich, wird innerhalb der Unterstadt selbst zum Relikt²⁸. Die Gogenworte, die zunehmend kursieren und gesammelt werden, sind allesamt letzte Worte.

*

In »Das andere Tübingen« werden die Gogenwitze unter der Überschrift »Wie man aus Geschichte Geschichtchen macht« behandelt²⁹, und in einem Vorwort zu einem Neudruck der Erstausgabe habe ich 1979 von den »oberstädtischen >Lustprinzipien« gesprochen, die bei der Auswahl der Gogenwitze am Werk gewesen seien³⁰. Die einstigen Gogenwitz-Sammler³¹ erscheinen in solchen Beurteilungen leicht als bloß am Lachen und Verlachen interessiert, und ihre Sammlungsmotive werden lediglich allgemein-sozialpsychologisch gedeutet. Doch wenn man sich vor Augen hält, daß diese Witze ja in der Tat keine typischen Unbildungswitze sind³² und die Unterstädter in ihnen oft nicht nur mittels Derbheit, sondern auch mittels Schlagfertigkeit das Feld Akademikern gegenüber behaupten³³; wenn man zudem davon ausgeht, daß die Witze gerade in der Zeit gesammelt wurden, in der sich die Transformation der Tübinger Volkskultur beschleunigte, so liegt eigentlich die Frage nahe, ob bei der Entstehung der Sammlung und bei ihrer Verbreitung nicht auch im engeren Sinn volkskundliches Interesse Pate gestanden haben könnte: Ob es nicht auch Gogenwitz-Freunden der ersten Stunde — wie später, mit gewiß neuen Implikaten, den Au-

²⁷ Heinz-Eugen Schramm: Tübinger Gogen-Witze. Tübingen 1974, S. 5.

²⁸ Vgl. dazu ausführlich Karl Braun u.a.: Das andere Tübingen. Kultur und Lebensweise der Unteren Stadt im 19. Jahrhundert. Tübingen 1978.

²⁹ Ebd. S. 375-382.

³⁰ Vgl. Tübinger Gogen-Witze Urausgabe. Tübingen 1979, S. 14.

³¹ Wie inzwischen bekannt ist, waren es drei in Tübingen aufgewachsene Akademiker: ein Gymnasiallehrer, ein Privatdozent für Mathematik und ein Staatsanwalt. Vgl. »Urausgabe« (wie Anm. 30), S. 7.

³² Vgl. Lutz Röhrich: Der Witz. Figuren, Formen, Funktionen. Stuttgart 1977, S. 257f.

³³ Vgl. dazu Gertrud Döffinger: Der Gogenwitz: Dichtung und Wahrheit. In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 18, Juni 1978, S. 4-9.

tor(inn)en des »Anderen Tübingen« — darum gegangen sein könnte, volkskulturellen »Eigensinn« zu würdigen und »Kulturleistungen« der Unterstädter vor dem Vergessen zu bewahren.

Immerhin sind ja die Jahre vor dem Erscheinen der ersten Gogenwitz-Sammlung Jahre eines unerhörten Aufschwungs volkskundlicher und heimatpflegerischer Bemühungen. Angesichts der »ungeheuerlichen Ausdehnung des Industrialismus« und der »ungeheuren Ausdehnung des städtischen Lebens« wurde gefragt: »Ist es nicht die letzte Stunde, in der wir hoffen können, aus unserem Volksleben wertvollste Materialien zu retten, die in ganz kurzer Zeit unwiederbringlich verloren sein werden (...)«³⁴ Was dabei speziell Württemberg angeht, so schließen sich kurz vor 1900 einige Wissenschaftler zur »Württembergischen Vereinigung für Volkskunde« zusammen³⁵, die 1899 zusammen mit dem Statistischen Landesamt unter Federführung von Karl Bohnenberger den »Aufruf zur Sammlung volkskundlicher Überlieferungen« herausgibt, wobei u.a. auch Redensarten, Schwanke, Nachbar- und Ortsneckereien gefragt sind. Beteiligten sollen sich neben Geistlichen und Lehrern, Forstbeamten und Ärzten alle, bei denen »Kenntnis volkstümlicher Überlieferung zu erwarten ist«³⁶. Zur selben Zeit entsteht in den Heimatschutz- und Heimatpflegeverbänden eine Fachleute und Laien umfassende Bewegung, die sich unter anderem auch um das »Sammeln und Retten« von Volkssprache und Volkserzählung kümmert³⁷. 1904 wird der Deutsche Heimatbund gegründet, 1909 der Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern, der auch in Tübingen aktive Mitglieder hat³⁸. Auch Wanderorganisationen wie der 1889 entstehende Schwäbische Albverein haben

Eduard Hahn: Die Erkenntnis des heutigen Volkslebens als Aufgabe der Volkskunde. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 21.Jg. (1911), S.225-233; hier: S. 227.

Vgl. Helmut Dölker: Vorwort zum Neudruck von Karl Bohnenberger (Bearb.): Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Glaube—Brauch—Heilkunde. Hg. von der Landesstelle für Volkskunde Stuttgart und dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Bd. 5.) Stuttgart 1980, S.VI.

Ebd. S. IX.

Vgl. dazu Hans Frei: Heimatpflege im Ostallgäu. In: Schönere Heimat 73.Jg. (1984), S. 327-332.

Von Konflikten zwischen Heimatschützern und Unterstädtern zeugt nicht nur der Gogenwitz 82 in der Ausgabe von 1916 (»Gang' hoim, du Heimatschutzlueder, du verrekts«), sondern auch ein dem Ludwig-Uhland-Institut von Leonhard Gugel, Tübingen, überlassenes handschriftliches Gedicht von 20Seiten Umfang, das »Heimatschutz« überschrieben ist und u.a. zur Abfassungszeit des Gedichts aktuelle Probleme wie »stadtverschönernde« Eingriffe des Heimatschutzes in die Unterstadt kritisiert.

die »Förderung der Kunde von Land und Leuten« auf ihr Programm gesetzt³⁹ — eine Aufforderung Bohnenbergers zur Beteiligung an der »Sammlung volkstümlicher Redensarten« erscheint auch in den »Blättern des Schwäbischen Albvereins«, begleitet von dem Hinweis: »Ein Unternehmen wie das unserige kann nicht auf den Schultern einzelner Männer liegen, die weitesten Kreise des Volkes müssen es als das ihrige ansehen.«⁴⁰ In Tübingen selbst werden seit 1898 die »Tübinger Blätter« als »Organ der Heimatpflege des alten und des neuen Tübingens«⁴¹ herausgegeben, und 1911 folgt die Gründung des »Tübinger Kunst- und Altertumsvereins«, der u.a. »das Interesse für die Geschichte unserer Stadt und Umgebung zu heben« vorhat⁴². Auch diese Unternehmungen sind Ausdruck eines neuen Heimat- und Traditionsbewußtseins, das — wie es z.B. ein Aufsatz Martin Elsäfers von 1920 dokumentiert — nicht zuletzt auf die rasche Veränderung der von vielen noch erinnerten »alten fast noch unberührten Stadt Tübingen« durch eine als problematisch empfundene »zivilisatorische Entwicklung«⁴³ reagiert. Als Symbol dieses Zusammenhangs kann man es nehmen, daß 1911, das Gründungsjahr des Kunst- und Altertumsvereins, in der Stadtchronik des Adreßbuchs von 1912 als »größtes Baujahr Tübingens« firmiert.

Nun habe ich freilich — zumindest einstweilen — in volkskundlichen und heimatpflegerischen Publikationen jener Jahre keinen Hinweis darauf gefunden, daß ihre Mitarbeiter sich auch mit dem Sammeln von Gogenwitzen beschäftigt hätten; es war auch nicht in Erfahrung zu bringen, ob die Beiträger zur ersten Gogenwitzausgabe mit der Heimatbewegung zu tun hatten und die Witze auch in deren Sinn interessant fanden⁴⁴. Und die Tatsache, daß die Broschüre von 1916 quasi-wissenschaftlich in zwei Abschnitte unterteilt ist, die mit »Kraftausdrücke und Redensarten« bzw. »Anekdoten« überschrieben sind, kann gewiß nicht als ausreichender Beweis für ernsthaft-volkskundliche (Neben-)Absichten der Sammler und Herausgeber gelten. Sicher ist jedoch, daß zeitgenössische Heimat- und Volkskulturpfleger die Gogenwitze gleich nach dem Erscheinen

³⁹ Vgl. Bohnenberger in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 12.Jg. (1900), Beilage zu Heft1, Sp.39.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Peter Göbller: Professor Eugen Nägele, sein Leben und Wirken. Stuttgart 1947, S.93.

⁴² Vgl. §2 der Satzung des Vereins, veröffentlicht in: Tübinger Blätter 15.Jg. (1913/14), S.12.

⁴³ Vgl. Martin Elsäfer: Tübingen in alter und neuer Zeit. In: Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1920. Stuttgart o.J., S.5-18; hier: S.5f.

⁴⁴ Ich konnte nur herausfinden, daß der Mitherausgeber Cuhorst die »Tübinger Blätter« bezog. (Vgl. die Abonnentenliste in deren 1.Jg. 1898, Beilage zu Heft3).

der Erstausgabe für sich entdeckt und für ihre weitere Verbreitung gesorgt haben. Der Beleg hierfür findet sich an nichtwürttembergischem und kaum vermutbarem Ort: In den Kaufbeurer »Deutschen Gauen«, dem von Christian Frank herausgegebenen Organ des »Vereins Heimat«⁴⁵.

Frank, der zu den Gründungsmitgliedern des »Vereins für Volkskunst und Volkskunde« (seit 1902) und des Deutschen Heimatbundes (seit 1904) gehört⁴⁶, publiziert in seiner Zeitschrift »Deutsche Gauen« seit 1913 Anekdoten und Redensarten aus dem »Volk«, die Mitglieder des Vereins Heimat auf seine Aufforderung hin gesammelt und eingesandt haben⁴⁷. Diese werden dabei vor ihren Verächtern und ihren falschen Freunden in Schutz genommen: »Ganz übel beraten ist, wer glaubt, der Volksforscher wolle mit diesen oft so köstlichen Kleinbildern nur Spaß machen. Sie dienen der Volks- und oft auch Ortsgeschichte.«⁴⁸ Frank wendet sich auch gegen gängige volkskundliche Selektionskriterien, die sowohl das »nur Aktuelle« als auch das »Anstößige« liegenlassen: »Gerade die umlaufenden geflügelten Worte und Witze, auch die blutigsten, sollen einzeln notiert und im Heimatarchiv hinterlegt werden (. . .).«⁴⁹ Die Veröffentlichung der »beliebten Schnitz«⁵⁰ wird den ganzen Krieg über fortgesetzt, und in Heft 337/338 des 17. Jahrgangs 1916 präsentieren die »Deutschen Gauen« dann auch 30 Gogewitze aus der soeben erschienenen Stuttgarter Broschüre — nach Frank solche, »die volkskundlichen Wert haben dadurch, daß sie die Art des Gogen irgendwie kennzeichnen«⁵¹. In einer Vorbemerkung spricht der Stuttgarter Archivar F. Bauser bedauernd vom »Schwinden« der »Gogerei« und vom bevorstehenden »Aussterben« der Gogen; er lobt ihren »Mutterwitz, der nach keiner Konvention fragt, derb und natürlich ist bis zur vollendeten Naturtreue«. Frank selbst nennt die Gogen »eine der Heimatscholle anhängende und den alten Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten treugebliebene Urbevölkerung«⁵². Ironische, herablassende Töne fehlen völlig: Der Tübinger Unterstädter, vom Tübinger-Historiker Eifert 1849 als teilweise »von Rohheit und Brutalität beherrscht«⁵³ verunglimpft, in der Oberamtsbeschreibung 1867 distanziert als »nicht wohl definierbar(es)« Wesen bezeichnet, das »nahezu eine mittlere Pferde-

⁴⁵ Den Hinweis, daß in den »Deutschen Gauen« etwas über die Gogen(witze) erschienen sein müsse, erhielt ich von Martin Scharfe.

⁴⁶ Vgl. Hans Frei: Heimatpflege im Ostallgäu (wie Anm. 37), S. 327.

⁴⁷ Vgl. Deutsche Gauen, 14. Bd. 1913, S. 33.

⁴⁸ Deutsche Gauen, 18. Bd. 1917, S. 53.

⁴⁹ Deutsche Gauen, 14. Bd. 1913, S. 126.

⁵⁰ Deutsche Gauen, 15. Bd. 1914, S. 189.

⁵¹ Deutsche Gauen, 16. Bd. 1916, S. 234.

⁵² Ebd. S. 232f.

⁵³ Max Eifert: Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen. Tübingen 1849, S. 233.

kraft (repräsentirt), (...) aber dafür aller jener Gefühle (ermangelt), welche man unter dem Begriff Pietät zusammenfaßt«⁵⁴ — dieser Unterstädter ist zum Vorbild an Heimat- und Naturgefühl avanciert.

*

Eine solche Umwertung der Gogen, und auch das öffentliche Reüssieren der Gogenwitze, sind nun freilich mit Industrialisierungs- und Modernisierungsvorgängen im Kaiserreich noch nicht ausreichend erklärt. Sie haben noch eine ganz besondere Ursache: den Weltkrieg.

Die erste Gogenwitzbroschüre war eine Feldpostausgabe für die Front⁵⁵; und auch die »Deutschen Gaue« schickten ihren »Feldheimatlern« offensichtlich ein Gogenheft, von dem die in der Zeitschrift selbst abgedruckten Witze nur einen Auszug darstellten⁵⁶. Die Gogenwitz-Publikationen reihen sich also ein in den Witzhefte-Boom, den der Erste Weltkrieg mit sich brachte. Zunächst gab es allerdings Bedenken, ob die teilweise ja recht derben Witze die Zensur passieren dürften. Der Sohn eines der Herausgeber berichtet über die Erstauflage: »Die Ausgabe wurde privatim König Wilhelm II. zur Begutachtung vorgelegt, weil sich einige empfindsame Herrn störrisch zeigten. Der König habe gesagt, für seine Soldaten sei das Büchlein ganz geeignet, nur dürfe man es nicht seiner Frau zeigen.«⁵⁷ Der König behält recht: Die Broschüre, anonym herausgegeben und von einem voller Entschuldigungen für die folgenden Unfeinheiten steckenden Gedicht eingeleitet, erlebt innerhalb der Kriegszeit mehrere Auflagen⁵⁸, und

⁵⁴ Beschreibung des Oberamts Tübingen. Stuttgart 1867, S. 116.

⁵⁵ Die einleitende »Widmung« von Romeo (d.i. der Verleger Otto Sautter) beginnt so:
»Heut sind es ganz besondere Liebesgaben,
Die nicht den Leib, die bloß die Seele laben
Mit derber, starker, würz'ger Kost,
Erheit'ring bringend, Kurzweil, Trost.«

⁵⁶ Vgl. Deutsche Gaue, 18. Bd. 1917, S. 15.

⁵⁷ Briefliche Mitteilung von Hermann Cuhorst (jun.) an den Verfasser vom 30.5.1978.

⁵⁸ Die 6. Auflage (Stuttgart o.J.) enthält auf S.32 folgendes »Geleitwort«, wiederum von »Romeo« (vgl. Anm. 55):

»G.-W. — wohin Ihr auch gekommen
Da hieß man freundlich Euch willkommen
So Mannschaft, als Generalität
Zeugt laut für Eure Qualität.

Im >Nu<, da wäret Ihr vergriffen
So zieht nun wieder — ungeschliffen
Doch doppelt stark — ins Feld hinaus:
>Wo Traurige sind macht Frohe d'raus.«

auch die »Deutschen Gaue« vermerken über ihre Gogenwitzauswahl: »Der Aufmarsch dieser >Gogen< wurde im Feld mit Hurra empfangen.«⁵⁹

Die Tübinger Unterstadtwitze, von denen Herbert Schöffler noch 1955 meint: »(W)ir müssen geradezu suchen, ehe wir im dunklen Unterholzgestrüpp der Scherze der Tübinger Gogen (Weingärtner) einige finden, die überhaupt wiedergebbar sind«⁶⁰, profitieren ganz offensichtlich von den Enttabuisierungs- und Regressionstendenzen, die die Kriegskultur mit sich brachte. Was die »Kraftausdrücke«, die Schimpfreden der Gogen angeht, so fallen sie angesichts des Umgangstons in Schützengraben und Etappe nicht mehr aus dem Rahmen: »Derb und kräftig, laut und mitunter schreiend sind oft die Ausdrücke«⁶¹, heißt es selbst in John Meiers verharmlosender und idealisierender Darstellung »Deutsche Soldatensprache« von 1917. Auch die Ermangelung jeder Pietät, die die Oberamtsbeschreibung den Tübinger Weingärtnern ankreidete, ist nach zwei Jahren des Völkerschlachtens kein Skandalon mehr; Sterben und Tod möglichst ungerührt hinzunehmen, ist auch für Bürger zur Tugend geworden — Freuds Abhandlung »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« hat diese »Abstreifung späterer Kulturauflagerungen« alsbald analysiert. Und was das berühmteste Element der Gogenwitze angeht, ihre Affinität zum Skatologischen, so trifft auch dies an der Front auf konkordiale Verhaltensweisen: »(...) das beliebteste Wort lautete Scheiße«, schreibt Erich W. Unger in einem Roman über den Ersten Weltkrieg⁶², und W. Michael läßt seinen »Infanteristen Perhobstler« über den gesamt-nationalen Gebrauch des »schwäbischen Grußes« berichten: »Wir regten uns nicht mehr über Wasserlöcher, Schnee oder Regen auf, ließen, wo es anging, Befehl Befehl sein und sagten, wenn uns etwas nicht paßte, >Leck mich im Arsch<, wie man sonst >Danke< oder >Bitte< sagt.«⁶³ Vor allem aber sollte man sich vergegenwärtigen, daß auch der intime praktische Umgang mit aller Art von Dreck, für das bürgerliche Tübingen spezielles Signum der Unterstadtkultur, an der Front Allgemeingut wird: Der »unermeßliche Schmutz«⁶⁴ des Schützengrabens ist damals sprichwörtlich — im Soldatenjargon heißt er »Saugasse« oder »Scheißgasse«⁶⁵. Für »Waschen« gehen die Bezeichnungen »Dreck schaben«

⁵⁹ Deutsche Gaue, 17. Bd. 1916, S.238.

⁶⁰ Herbert Schöffler: Kleine Geographie des deutschen Witzes. Göttingen 1955, S. 23.

⁶¹ John Meier: Deutsche Soldatensprache. Karlsruhe 1917, S.4.

⁶² Zit. nach Magnus Hirschfeld und Andreas Gaspar (Hg.): Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges. Nachdruck der 2. Auflage, Hanau o.J., S.464. (1. Auflage 1929).

⁶³ Zit. nach Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges (wie Anm. 62), S. 468.

⁶⁴ Ebd. S.481.

⁶⁵ Vgl. John Meier: Das deutsche Soldatenlied im Felde. Straßburg 1916, S. 8.

oder »Lehm kratzen« um⁶⁶. Hinzu kommt der Alltag auf der Gemeinschaftslatri-
ne, wie sie unter anderen Remarque in seinem »Im Westen nichts Neues« be-
schrieben hat: Auch hier senkt der Krieg die Schamschwelle auf solch breiter
Front, daß der dungtragende und abortleerende Gog für Mannschaften und Of-
fiziere mühelos zum Kameraden werden kann.

Und nicht nur kulturell, auch ideologisch vermindert der Weltkrieg die Di-
stanz zwischen Ober- und Unterschichten, Ober- und Unterstadt. Das Bestre-
ben, eine nationale Kriegsgemeinschaft aller Parteien und Klassen herzustellen,
steigert den Kurswert von Volkskultur auch bei ihren vormaligen Mißachtern
und Verächtern. Christian Frank vermerkt nach Kriegsausbruch mit Genug-
tuung: »Es giebt wohl keine Zeitschrift, welche in so scharfer Weise wie die
Deutschen Gaue gegen die unächte Bildung, die nichts als Einbildung ist, auf-
trat, die gespreizte Vornehmheit geißelte und auf den klaffenden Riß zwischen
dem Volk und den Höhergestellten hinwies, den keine Sophistik hinterher weg-
läugnen kann. Erst das Erdbeben der Gemüter Anfangs August 1914 hat diesen
Abgrund teilweise geschlossen und jetzt hilft mit, jene zu verscheuchen, welche
die Kluft wieder aufgraben möchten. Das Blut des Volkes soll nicht umsonst
vergossen werden.«⁶⁷ Unter solche Leitmotive wird in der Folgezeit auch die Se-
rie der »Schnitz«-Veröffentlichungen der »Deutschen Gaue« gestellt: Die den
Anekdoten beigegebenen Kommentare mahnen: »Derbheiten dürfen uns beim
Volk niemals in Harnisch bringen«⁶⁸, und sie belehren: »Auch der gelehrteste
wie vornehmste Mann kann sehr ungebildet sein. Umgekehrt hat er kein Recht,
das Volk als die >Masse der Ungebildeten« zu betrachten. Denn in diesem >Volk<
herrscht gewiß so viel Urteilskraft und natürliches, also richtiges Empfinden wie
in andern Kreisen. Die fortgesetzte Betonung von Gebildet und Ungebildet
würde nicht zur sozialen Versöhnung führen.«⁶⁹ Ganz in diesem Sinne lobt
F. Bauser dann auch die Gogen für das Selbstbewußtsein, mit dem sie den obern
Bildungsschichten entgegenträten: »Der Gog läßt sich (...) in seinem Auf-
treten der übrigen, sich erhabener dünkenden Menschheit gegenüber nicht im-
ponieren; denn er ist Demokrat bis in das Mark seiner Weinknochen und weiß,
daß er bei Wahlen den Ausschlag gibt.«⁷⁰

*

Vgl. J. Meier: Deutsche Soldatensprache (wie Anm. 61), S.5.
Deutsche Gaue, 15. Bd. 1914, S. 178.
Deutsche Gaue, 18. Bd. 1917, S. 53.
Deutsche Gaue, 17. Bd. 1916, S.32.
Ebd. S.233.

Der >Durchbruch< der Gogenwitze im Ersten Weltkrieg, so läßt sich resümieren, verdankt sich einer bildungsbürgerlichen Öffnung gegenüber Volkskultur, die mehrdeutigen Charakter hat. Politisch gesehen, enthält die neue Sympathie für die »Gogen« gewiß eine antiständische, ja demokratische und soziale Komponente; doch wird diese zumindest in den vorliegenden Zeugnissen von einer Kriegsgemeinschaftsidee dominiert, hinter der schon die spätere »Volksgemeinschaft« (mitsamt Theodor Haerings »Rede auf Alt-Tübingen« von 1937) lauert — eine Gesellschaft, in der sich in Wahrheit die Intelligenz gar nicht Volksbedürfnissen öffnet, sondern zusammen mit dem Volk nur sogenannten nationalen oder völkischen Interessen unterworfen wird. Sozialpsychologisch betrachtet, markiert die öffentliche Kenntnisnahme der Gogenwitze ein gewisses Zurückdrängen wilhelminisch-viktorianischer Doppelmoral, eine partielle Ermäßigung von Körpertabus und Körperlichkeitsverleugnung; aber in der Freude über die »Derbheit« und »Natürlichkeit« der Tübinger Weingärtner steckt auch Sodomasochismus: Das Bekenntnis dazu, daß der Mensch auch Fleisch sei, scheint in manchem Lachen über die Gogenwitze von dem Zynismus überschrien zu werden, daß der Mensch ja gar kein Mensch, sondern bloß ein Stück Fleisch sei — oder, wie Paul Englisch es in seinem Buch über Skatologica meinte, »ein Häuflein Dreck«⁷¹.